

Abend -



Zeitung.

Drei und dreißigster Jahrgang.

6.

Donnerstag, am 8. Februar 1849.

### Guizot über die Demokratie in Frankreich.

In der Schrift Guizot's über die Demokratie in Frankreich, sind besonders das dritte und vierte Kapitel von Interesse. Der verruchte Staatsmann beurtheilt in denselben die demokratische und die sociale Republik, die jetzt auf den Trümmern der constitutionellen Monarchie eine neue Staatsform für Frankreich aufbauen. Herr Guizot versagt der republikanischen Staatsform keineswegs seine Achtung, ein Blick auf die Geschichte gebiete sie zu achten. Er findet sie aber für Frankreich gefährlich, weil sie gerade da am Wenigsten im Stande sein werde, die Aufgabe zu erfüllen, welche jede Regierung habe, die Bedürfnisse des Landes, Frieden und Heilung der alten Wunden, zu befriedigen. Frankreich, in dessen Geschichte von jeher, besonders seit 1789, der Kampf der verschiedenen Klassen hervortritt, bedarf des innern Friedens und kann jenen schwachvollen, zerfleischenden Kampf nicht länger ertragen. Was hat die demokratische Republik gethan, um dem Lande diesen Frieden zu geben? Das Erste, was sie hervorgebracht hat, ist der Bürgerkrieg gewesen,

und es wird ihr schwer werden, sich von dem loszumachen, womit sie angefangen hat. Von allen Regierungen muß sich gerade die demokratische Republik zumeist auf den Beistand aller Klassen der Gesellschaft stützen, wird sie von einer zurückgewiesen, so ist sie ohne Ruhe und muß, um sich zu erhalten, unterdrücken. Sie kann nur Bestand haben, wenn sie sich auf einen wahren und allgemeinen republikanischen Sinn stützt, das Vertrauen und die Ergebenheit des Volkes und die Unterstützung aller Klassen für sich hat. — Was hat dagegen die Monarchie für Frankreich gethan? — fragen wir. Sie hat das Elend des Volkes, das sie herbeigeführt, mit der frechen Lüge bemäntelt, als hätte sie den guten Willen, das Volk glücklich zu machen! —

„Was heißt — sagt Guizot — dieser officielle Titel: Demokratische Republik? Es ist das Echo eines alten Kampfrufs aus dem Bürgerkrieg; ein Ruf, der sich in unseren Tagen in allen Schichten der Gesellschaft erhebt, der wüthend gegen gewisse Klassen ausgestoßen wird von gewissen anderen Klassen, die ihn wieder mit Schrecken gegen sich selber donnern hören. Demokraten oben, Aristokraten unten. Bald drohend, bald bedroht, bald beneidend, bald beneidet. Fortwährender grauen-



hafter Wechsel der Rollen, der Lage, der Sprache. Traurige Verwirrung der Gedanken und widerstreitender Gefühle, Krieg im Chaos."

"Der Krieg — höre ich antworten — ist nun einmal eine Thatsache, die hervorspringendste Thatsache unserer Geschichte gewesen. Die läßt sich freilich nicht verdecken; aber sie hat jetzt endlich ihr Ende gefunden. Es ist nicht der Krieg, den wir ausrufen, indem wir uns demokratische Republik nennen, es ist der Sieg, der Sieg der Demokratie. Die Demokratie hat gesiegt; sie schlägt das Bistur auf, sie nimmt Besitz von ihrer Eroberung."

"Täuschung oder Heuchelei! wißt Ihr, wie eine Regierung, sei sie nun eine demokratische oder eine andere, ihren Sieg ausrufen und beweist, wenn dieser ein wahrhafter und wirklicher ist? Indem sie den Frieden wieder herstellt. Daran allein erkennt man, ob Ihr gesiegt habt. Herrscht in Frankreich Frieden? \* Naht er sich? Glauben die verschiedenen Elemente der Gesellschaft, willig oder unwillig, befriedigt oder entsagend, wirklich an den Frieden und beruhigen sich und ergeben sich in die Hände der demokratischen Republik? Hört nur die Auslegungen, die Glossen an, welche sich von allen Seiten über die Worte erheben, welche ihr auf die Fahne der republikanischen Regierung gesetzt habt! Seht auf die Thatsachen, die überall in Folge seiner Commentare sich ankündigen oder losbrechen. Ist das Frieden? Kann man da, ich will nicht sagen, von der Wirklichkeit, sondern von dem Anscheine eines jener großen und weisen Siege sprechen, die wenigstens auf eine Zeit lang die socialen Kämpfe niederdrücken und den Völkern einen langen Waffenstillstand verheißen?"

"Es giebt Thatsachen, so ungeheuer und groß, daß keine Macht der Erde, keine Lüge sie verhüllen kann. Sagt, so lange Ihr wollt, der Tag der Brüderlichkeit sei gekommen, die Demokratie bringe glückselige Gleichheit und Eintracht allen Bürgern. Die Wahrheit, die furchtbare Wahrheit übertönt

\* Antwort an Herrn Guizot: Nur aus dem Grunde nicht, weil die Gemeinheit des Reichthums und die Dummheit der Aristokraten der Demokratie hemmend im Wege steht.

alle diese glänzenden Worte. Ueberall sind die Interessen, die Leidenschaften, die Ansprüche, die Situationen, die verschiedenen Klassen im Kampfe, mit aller Hestigkeit unbegrenzter Hoffnungen oder Befürchtungen. Es ist augenscheinlich das Chaos des Bürgerkrieges, worin die demokratische Republik, mit ihren ersten Schritten, mit ihren ersten Handlungen sich zu stürzen und uns zu stürzen im Begriffe steht."

"Bietet sie uns nur wenigstens die Waffen, um uns zu vertheidigen? Oeffnet sie uns Auswege, um heraus zu kommen?"

"Ich will nicht mehr an ihrem Namen kleben bleiben. Ich gehe weiter; ich fasse die politischen Ideen in's Auge, die sie proklamirt und als Staatsgesetze redigirt. Meine Befürchtung kann dabei nur wachsen. Wie ich auf der Fahne der demokratischen Republik den Bürgerkrieg gefunden, finde ich in ihrer Constitution den revolutionären Despotismus wieder. Keine getrennte Gewalten, keine Gewalten, die durch sich selber stark genug sind, sich wechselseitig zu controliren und in Schranken zu halten. Keine festen Wälle, in deren Schutz die verschiedenen Interessen und Berechtigungen sich aufrichten können. Keine Organisation der Bürgerschaften, kein Gegengewicht der Kräfte im Mittelpunkte des Staats und in der Spitze der Regierung. Nichts als ein Bewegter und bewegte Räder, ein Herr und Agenten. Ueberall die individuellen Freiheiten der Bürger bloßgestellt und ohne Schutz dem einzigen Willen der rohen Mehrzahl der Nation gegenüber. Ueberall der Grundsatz des Despotismus dem Rechte der Empörung gegenüber gestellt!"

"Kann eine solche Staatsordnung den Frieden oder die Freiheit herbeiführen?"

"Als die Republik ausgerufen wurde, hat man sich gesagt: „Warten wir ab. Vielleicht wird die Republik eine andere sein als sie war!“ So haben die guten Bürger sie nicht gestört. Ebenso hat Europa gedacht, und auch von außen ist kein Angriff gekommen. Ihrerseits hat die Republik sich angestrengt, anders zu sein, als man befürchtete. Sie hat den europäischen Frieden nicht gestört, sie hat — freilich erst im letzten Augenblicke — das Leben der Gesellschaft vertheidigt. Verdienstliche Anstrengungen — aber vergebliche



auch, welche die Bewegung des Staates auf abschüssigem Boden wohl verzögern, aber nicht hemmen! Die Männer, welche ihn festhalten möchten, fassen nirgends Fuß. In jedem Augenblicke, bei jedem Schritte gleiten sie aus, steigen sie nieder. Sie sind in dem revolutionären Sumpf; sie arbeiten sich ab, um nicht hinein zu sinken, aber sie wissen nicht heraus zu kommen oder wagen es nicht, oder können es nicht. Man wird es eines Tages frei überschauen und erschrecken, wie viel sie geopfert haben und wie wenig es genützt hat. Es ist wahr, die Republik thut nicht alles, was sie früher gethan hat: aber sie ist keine andere als sie früher war. Mag es sich um gesellschaftliche Organisationen oder politische Einrichtungen handeln, um Bedingungen der Ordnung oder Bürgschaften der Freiheit — sie weiß nichts mehr und Besseres, als sie vor fünfzig Jahren wußte. Dieselben Gedanken, dieselben Versuche, oft sogar dieselben Formen und Worte! Seltsames Schauspiel: die Republik fürchtet sich selbst und möchte sich anders gestalten: sie vermag nur, sich zu copiren!"

Schärfer noch ist das Urtheil, welches Guizot im vierten Kapitel über die sociale Republik fällt. Die Grundidee, die sich in der Sprache aller Häupter der socialen Republik, besonders Proudhon's verbirgt, der nach Guizot's Meinung am besten weiß, was er will, ist die Idee: „Alle Menschen haben dasselbe, gleiche Recht auf Glück.“ Diese Idee ist keineswegs neu, die Welt kennt sie, seitdem sie besteht, sie ist schon im zweiten und dritten Jahrhundert während der Ausbreitung des Christenthums in Afrika und besonders in Aegypten aufgetaucht, im Mittelalter, in Deutschland zur Zeit der Reformation, in England während seiner Revolution im siebenzehnten Jahrhundert. Bis dahin hat sie freilich ein verborgenes, unbedeutendes Leben geführt und geringen Boden gehabt, jetzt tritt sie fecker auf und führt eine gewaltige Sprache. Das Glück, sagt Guizot, ist der Genuß aller vorhandenen oder möglichen, natürlichen oder ursprünglichen und durch Intelligenz und Arbeit hervorgebrachten Güter. Die meisten dieser Güter sind Privatgenuß gewisser Menschen, Familien und Klassen geworden; das ist eine ganz natürliche Folge davon, daß eben

nur diese die Mittel hatten, sie sich zu verschaffen. Eine solche „Confiscation“ widerspricht dem Recht; die sociale Republik will daher den Privatbesitz aufheben und die gleiche Vertheilung aller Güter bewerkstelligen. Nur über die Mittel, mit denen sie diese Absicht ausführen wollen, sind die Führer der socialen Republik uneinig.

Proudhon und seine Freunde vergessen aber eins. Der Mensch lebt nicht allein für sich; er lebt ein gemeinsames Leben, die Menschheit hat ihre gemeinsame Bestimmung; das ist ihr unterscheidendes Merkmal in der Schöpfung. Man kann die Menschen also nicht isolirt, auf sich beschränkt, jeden auf seinen Punkt hinstellen. Einer ist mit dem andern verbunden, sie wirken auf einander auch ohne persönliche Gegenwart, und die Generationen sind durch fortwährende Bande und Ueberlieferungen mit einander verschlungen und verkettet. Die dadurch hervorgebrachte ewige Einheit heißt die Menschheit; darin liegt unsere Größe: daraus erhellet unsere Bestimmung zur Souveränität der Welt und zur Unsterblichkeit jenseits der Welt. Daraus entspringen Familie und Staat, Eigenthum und Erbllichkeit, die Begriffe Vaterland, Geschichte, Ruhm, alle Thatfachen und Empfindungen, welche das breite und ewige Leben der Menschheit mitten unter den kurzen, vorübergehenden Erscheinungen der einzelnen Individuen hervorbringen. Der Socialismus erdrückt das alles. Er sieht in dem Menschen nichts als isolirte und ephemere Wesen, die nur auf der Erde erscheinen, um ihre Nahrung einzunehmen und ihr Vergnügen zu haben, jeder für sich, mit demselben Anspruch, ohne weiteren Zweck.

Das ist genau das Wesen der Thiere. Der Socialismus hebt also, um die gleiche Vertheilung der Güter und die ewige Flüssigkeit des Besitzes herauszubringen, die Menschheit auf, und stellt uns den Thieren gleich. Ebenso hebt er Gott auf, weil die Mächtigen der Erde ihn verantwortlich machen für das Schicksal der jetzigen Gütervertheilung. Gott ist also als Autorität der Usurpation das Böse. Er muß aus dem menschlichen Geiste vertrieben werden. So heben die Socialisten mithin Gott und die Menschheit auf, und es bleiben nur Thiere, die man noch Menschen nennt, klüger und mächtiger freilich,



als die gewöhnlichen Thiere, aber ganz so lebend und ihre Bestimmung theilend. —

So weit Guizot! — Was Wunder, daß der Bucher, die Schwelgerei, der Absolutismus diese Teufels-Geißel seines Volkes wieder in Thätigkeit setzen möchten.

### Ein Ausflug nach Kremfier.\*

In jener Stimmung, welche die deutschen Studenten so treffend „unendliche Versimpelung“ nennen, kam mir der Einfall in den Kopf, das belagerte Wien mit dem freien Kremfier zu vertauschen. Ich recitirte im Geiste der Fliegenden Blätter — zu einem anderen Gedanken war ich im Augenblicke nicht fähig — unaufhörlich die Worte:

Nach Kremfirigen, nach Kremfirigen  
Lass' ich meinen Bass visfirigen.  
und ließ in Wahrheit an meinem Basse jene Operation vornehmen, die ihn zur projectirten Reise in die mährische Hanna geschickt machte. Ich kam des Morgens gegen 6 Uhr an. Wir suchten einen Gasthof und drangen nach einigen fruchtlosen Bemühungen in ein Lokal ein, woselbst Hausknecht u. auf dem Boden schliefen und von den meisten von ihnen der Aristophaneische Vers gegolten haben mochte:

*ἀναπέθεται  
ἐν πέντε σισύροις ἐγκροσδυλήμενος.*

\* Von unseren Verhältnissen haben Sie keine Idee. Warten Sie, bis ich wieder „draußen“ bin. Wo man hinsieht, nur Spitzbuben, nur Spitzel. Reichs-Depeschen sind unterschlagen worden, in blindem Eifer hält man sogar an's Ministerium gerichtete Sendungen auf. Die Herren Reichs-Commissare werden Dinge erzählen! Wir haben erst heute Abend gesagt: „Die draußen im Reich ahnen nichts von dem, was hier vor sich geht.“ Und lassen Sie erst Ungarn gefallen sein — dann gnade uns Gott! Ich wollt', ich wäre mit heiler Haut wieder fort! Der Reichstag ist jetzt unfreier, als er es je in Wien war. Ich könnte so gut als jeder Andere die merkwürdigsten Details liefern, wenn mir mein Leben feil wäre. Doch müssen endlich Stimmen nach außen dringen. So kann's nicht bleiben! Kremfier.

Davon gab uns wenigstens unser Niechorgan deutliche Kunde. Genug, wir überstanden das Unmögliche, und Jeder suchte sich so gut als möglich unterzubringen. Ich miethete mich auf einige Wochen in der Stadt ein. Anticipirend bemerke ich, daß ich einen ruhigen Augenblick nicht in Kremfier fand, dies verhinderten jene kleinen Geschöpfe, deren eines allein Rückert zu einem Gedichte reizte. Wäre bei mir eine gleiche Wirkung vorhanden, so würde ich bereits zahlreiche Bände poetischer Werke aufzuweisen haben; die Bertheidigung der Integrität meines Ich gegen alle dergleichen Angriffe bildete in Kremfier einen stehenden Artikel meiner Tagesordnung. Mittags ging ich in einen Gasthof, einer sehr natürlichen Regung meines animalischen Wesens folgend. Ehe ich noch die Suppe erhalten, bemerkte ich, daß Kinder aus der für die Gäste bestimmten Wasserflasche ihren Durst saugend stillten. — „Was recht ist, hat Gott lieb“, das war mir aber doch zu viel, ich ging weiter. Dort kam ich wenigstens bis zum Rindfleisch. Als ich einen Zahnstocher verlangte, brachte man nach langer Berathung ein halbwege zugeschnitztes Zündhölzchen. Allein, o Unglück! die zwar recht hübsche panna schenkte sich ein sklenice piwa (Glas Bier) ein, trank es mit einer ihrer Genossen halb aus und goß die Reige wieder in den für die Gäste bestimmten Krug. Ich rief „Zahlen“ und ging weiter.

Ein anderes Bild, mehr allgemein österreichischen, als speciell Kremfierer Charakters; bei uns in Wien schaut's nicht besser aus. Ich kam aus Wien. Ich konnte „compromittirt“ sein. Es nistete sich gleich am ersten Abend mit unerhörter Frechheit ein Kerl an mich an, den ich sofort durchschaut hatte. Er erzählte mir, daß ein Herr — er bat mich, ihm auf den Namen zu helfen, dessen Anfangslaute er mir vorsagte, — den ich vielleicht kennen würde, in Olmütz gewesen sei, Dies und Jenes gesprochen habe u. s. w. Eine genaue Personalbeschreibung jenes Mannes fehlte nicht. Leider vermochte ich keine Auskunft zu ertheilen. Ein paar Tage darauf jedoch sehe ich einen Herrn Abends in einem Gasthause, auf den jene Beschreibung paßte. Ich mache mir den grausamen Spaß, ihn nicht nur beim Namen zu



nennen, sondern ihm auch zu sagen, wo er in der letzten Zeit gewesen sei, mit wem er sich unterhalten und was er gesprochen habe. Man kann sich das Erstaunen des guten Mannes vorstellen, der mich für nichts Geringeres, als für den Spizel-Obersten hielt. Ich hatte eine große Mühe, ihn eines Besseren zu belehren. Aber ewig wird mir die Erinnerung bleiben, jemals für einen österreichischen Spizel gegolten zu haben. Sie haben hier eine kleine Episode unseres jetzigen Lebens. Man traut Niemandem, man wittert, mit Recht oder Unrecht, überall Organe jener Macht, die im Finstern waltet. Sie können hier nach bemessen, wie es mit der Unterhaltung in öffentlichen Lokalen stehen mag. „Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen,“ sagt Goethe. Dies ist das Motto unseres gesellschaftlichen Verkehrs.

Uebrigens fehlte uns eine gute Tafel nicht; unser Rede-Organ könnten wir demnach anderweitig beschäftigen. Kapaune, Fasanen, Rebhühner, Gänseleber etc. fanden sich auf allen Speisetzetteln — Wein und Bier waren jedoch nichts nutz.

Was soll ich Ihnen vom Reichstag schreiben? Wahrscheinlich haben Sie schon einen Unglücklichen auf jenen Bänken sitzen, die darauf eingerichtet sind, nichts zu hören und nichts zu sehen — ich meine die Journalistenbänke —, der Ihnen unter dem Namen von Reichstags-Berichten das offenbart, was eine mehr oder minder glückliche Einbildungskraft ihm eingiebt. Was soll ich Ihnen von den Anlagen in der Umgebung der Stadt melden? Ihr wertheß Organ, sowie die liebe Augsbürgerin haben schon alles Gute nach Kräften als eine „breite Bettelsuppe“ an ein „groß Publikum“ gebracht. Doch halt! Gines haben jene Herren Berichterstatter doch zu vergessen die Gewogenheit gehabt. Im erzbischöflichen Parke steht eine Ginstedelei. Ein Cicerone zeigt die Ginstedelei den schaulustigen Fremden. Der Ginstedler sei vor zweihundert Jahren gestorben, wird jedem Fremden ad nauseam repetirt. „Sehen Sie, hier stehen die Bücher, welche der Eremit las.“ Fremder: „Dies sind also die Schriften, mit welchen sich der vor zwei Jahrhunderten verstorbene heilige Mann unterhielt?“ — Führer: „Ja, dies sind sie.“ Der Fremde öffnet neugierig und voll

Spannung die Bände, und was findet er? Journal de Francfort 1800 u. ff. „Goldene Naivetät“, sagt Schiller; man hat nicht darauf reflectirt, daß eine französische Schrift allgemein lesbare Zahlzeichen führt. Es ist doch eine schöne Sache um die Pangraphie!

Was mich erfreute, waren die zahlreichen Kundgebungen musikalischen Talentes, denen man in hiesiger Stadt — sowie in ganz Böhmen und Mähren — begegnet. Treten Sie in ein Privathaus, Klavier, einige Geigen, Guitarre gehören zur Ausschmückung des Zimmers; hören Sie herumziehende Musikanten und Musikantinnen, und Sie werden die Ueberzeugung gewinnen, daß aus fast jedem dieser Subjekte etwas zu machen wäre. Anlage, musikalischer Sinn tritt einem überall entgegen. Ich höre mit wahrem Genuße — ich schmeichle mir selbst, Musiker zu sein — jeder Anceipen-Musik zu, nicht weil die Leistung irgend befriedigend wäre, sondern weil Anlage, Begabung sich durch dieselbe manifestirt.

Auch die Sprache des Landes verdient, so paradox dies lauten mag, eine musikalische genannt zu werden. Das Czechische hat neben dem Wort-Accente noch eine der griechischen analoge Prosodie, die gerade im hanakischen Dialekte mehr vorwaltet, als in dem durch deutschen Einfluß verdorbenen Slavisch der Hauptstadt Böhmens. Volle Vokale finden sich häufig, und was germanische Unbeholfenheit von der immensen Consonantenhärte fabelt, dem ist nur halb Glauben zu schenken. Dabei macht die Zahl der Casus-Endungen (das Czechische zählt deren sieben) eine ganz freie Wortstellung möglich, wie in den klassischen Sprachen des Alterthums. Griechische Zeitmaße lassen sich daher in höchster Vollkommenheit nachbilden. Ich kann mir nicht versagen, hier wenigstens einen czechischen Hexameter mitzutheilen, welcher noch dazu Wort für Wort auf das lateinische Original paßt:

Stulte! quid est somnus, gelidae nisi mortis  
imago?

Blázne! co jest spánek, mraziwy m<sup>v</sup>z jeu smrti  
obraz?

Eine Originalität des Czechischen ist es jedoch (die es übrigens z. B. mit dem gepriesenen Sanscrit theilt), daß l und r als Vokale gelten können.



Man kann daher einen Satz anscheinend ganz aus Consonanten bilden, z. B. den deshalb berühmten folgenden:

Stre prst skrz krk \*

Diese Sprache nimmt sich im Munde der nicht selten, wenn auch nicht schönen (wiewohl auch Schönheiten zu sehen sind), doch oft reizenden jungen Einwohnerinnen jener Stadt recht niedlich aus. Das Landvolk ist meist unschön. Es bewährt sich hier der alte Satz, daß die Vermischung verschiedener Nationalitäten die Stämme veredle; in den Städten sind es die fremden Elemente, durch deren Zuthun ein schönerer Menschenschlag entstanden ist als auf dem Lande.

Namentlich an den Wochenmärkten zeigen sich in Kremstier die hanakischen Landbewohner. Der große Markt, „der Ring“, seinem Pflaster nach nur den apenninischen Abruzzern vergleichbar, steht dann dicht gedrängt voll von Wagen, welche die Landeserzeugnisse der fetten Hanna hereingeführt haben und immer leer wieder zurück gehen. Wirklich übertrifft die Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit der Umgegend von Kremstier alle Beschreibung. Dennoch ist das Leben dort auf die Dauer fast unerträglich. Abgeschnitten von allen literarischen Hilfsmitteln, entblößt von den Bequemlichkeiten, die auch die bescheidensten Ansprüche an's Leben fordern, darf man es dem Fremden nicht verargen, wenn er mit Freuden wieder heimkehrt zu einer besseren Existenz. Ich bin herzlich froh, daß ich wieder in Wien, selbst im belagerten Wien bin, und gebe Ihnen das feierliche Versprechen, nicht wieder zu singen: Nach Kremstigen, nach Kremstigen!

(Kölnische Zeitung.)

B. 3 — 3.

### Ludwig Napoleon.

Ist es nicht wahrhaft komisch, daß eine Republik aus freier Wahl zu demjenigen greift, was man übereingekommen ist, als die größte Schatten-

\* Stecke den Finger durch den Hals.

seite der Monarchie zu betrachten — nemlich zur Erhöhung eines Unwürdigen an die Spitze des Staates, der legitimen Nachfolge wegen? Denn nichts Anderem hat ja Ludwig Napoleon seine Wahl verdankt, als dem Umstande, daß er der legitime Kronerbe seines großen Oheims ist!

Es ist so oft behauptet worden, Ludwig Philipp sei der üble Genius Frankreichs gewesen; auch was den Prätendenten betrifft, scheint sich dieser Ausspruch zu bestätigen. Denn wäre Ludwig Philipp bei diesem Verbrecher nicht von seinem gewöhnlichen Wege der Strenge abgewichen und hätte ihm nach dem zweiten Versuch des Kronenraubes den Kopf abschlagen lassen, so würde der belle France die Schmach erspart worden sein, sich so unendlich zu blamiren und durch die Wahl eines so albernen Menschen zu beweisen, wie schwach die Intelligenz bei ihr vertreten ist!

Ludwig Napoleon's hervortretendster Charakterzug ist seine Liebhaberei an Theater-Coups. Er ist das, was einst der Papst Pius VII. seinen Oheim schalt: un comédiant!

Man erinnere sich nur jener Geschichte, die vor mehreren Jahren von ihm durch alle Zeitungen gejagt wurde. Auf einer Reise in der Schweiz findet er in dem Fremdenbuche den Namen Hudson Lowe's, des Kerkermeisters Napoleon's auf St. Helena. Die Dinte ist noch naß, also kann der, welcher ihn geschrieben, noch nicht weit sein.

Ludwig Bonaparte's Begleiter erkundigt sich nach dem Fremden; er ist allein mit einem Führer nach einem großen, von den Fremden gewöhnlich besuchten Wasserfalle gegangen. Sogleich folgen ihm Bonaparte und sein Begleiter. Sie treffen den alten hagern Engländer, wie er in die schäumenden Wasser hinablickt, ohne ihr Kommen zu gewahren. Sie winken seinen Führer zur Seite und drücken diesem ein Goldstück in die Hand.

Dann eilen die beiden jungen Leute vorwärts, fassen den alten Mann plötzlich bei den Beinen und heben ihn über das Geländer. Als Hudson Lowe nun da hängt, den Kopf in die Tiefe gesenkt, besprengt von dem schäumenden Wasser, jede Secunde seines Todes gewärtig, ruft ihm Ludwig Napoleon zu: Ich bin der Nefte des Mannes, den du gemartert hast!



Welchen Eindruck diese Worte auf den halbtodten Briten hervorgebracht, wissen wir nicht. Wir wissen nur, und zwar durch Ludwig selbst, daß, nachdem der ehemalige Gouverneur von St. Helena noch einige Minuten so, an den Füßen gehalten, über den Abgrund geschwebt, seine Peiniger ihn endlich wieder heraufgezogen.

Sie nahmen ihn zwischen sich und schleppten ihn zurück nach der Grotte, wo das Fremdenbuch lag. Dort zwangen sie ihn, niederzuknieen und mit seiner Zunge den eigenen Namen auszulöschten. Als es der alte Mann endlich gethan, stieß ihn Ludwig Bonaparte zur Grotte hinaus.

Er selbst hat an mehre europäische Zeitungen den Hergang geschrieben und um Aufnahme gebeten.

Ludwig Napoleon's persönliche Bekanntschaft machte ich vor zehn Jahren in Mainz — es war nach seiner ersten unglücklichen Donquixoterie in Straßburg. Wir logirten in demselben Gasthose. Am Morgen hatte ich ihn zuerst gesehen, am Nachmittag zündete ich mir gerade eine Cigarre auf dem Gange an, als zwei junge Französinen an mir vorüberschritten und einen Kellner, der aus der nächsten Thür trat, baten, ihnen doch die Gelegenheit zu verschaffen, Ludwig Bonaparte zu sehen. Der Kellner wollte eben antworten, da öffnete sich eine Thüre gegenüber, und der Held von Straßburg und Boulogne erschien lächelnden Antlitzes auf der Schwelle: Mesdames, Sie wünschen mich zu sehen. *Me voilà, regardez moi à votre aise, ich habe Zeit.*

Die Verlegenheit der armen Kleinen stöhte mir förmlich Mitleid ein. Aber Bonaparte blieb davon ungerührt und pflanzte sich kaltblütig in den Weg der Damen, die endlich sich umwendeten und rasch an uns vorüber die Treppen hinab flohen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit die Züge des jungen Mannes mustern können. Er gleicht seinem großen Oheim nicht im Mindesten. Ein schmales Gesicht, eine gekrümmte Nase, helles, lockiges Haar, schmale, geschnittene Augen, ein blonder Schnurrbart — wer konnte dabei an Napoleon denken?

R.

## Das Unrecht.

Die Freiheit ist kein fester, fertiger Gegenstand, den man, wie er sich vorfindet, nur so hinzunehmen braucht; sie ist überhaupt, wenn auch in äußeren Gestaltungen sich offenbarend, an sich nichts Aeußeres, sondern gehört dem innersten Wesen des Geistes an, und ist — wie die Schwere in der Natur — dieses Wesen selbst. Der Geist ist das Bei-sich-selbst-sein, wie die Natur das sinnlich wahrnehmbare Auseinander; die Freiheit kann daher nur im Gegensatz gegen die Natur, als das Reich der Nothwendigkeit, das dem Geiste zur Unterlage, zum Fußschemel dient, richtig gefaßt werden.

Hiernach ist es einleuchtend, daß die Freiheit, die das ganze Gebiet alles geistigen Lebens umfaßt, nicht so mit Händen zu greifen ist, nicht einmal da oder dort, zu dieser oder jener Zeit war, ist oder sein wird, und etwa, wenn sie verloren gegangen, durch äußeres Bemühen wieder aufgesucht und herbeigeschafft werden kann. Solche Vorstellungen würden eine gänzliche Verkennung des Wesens der Freiheit verrathen, und den, der sie in sich trägt, hindern, die wirkliche Freiheit, wenn er auch mitten innen stände und deren Segnungen sich über ihn ausbreiteten, zu erkennen.

Wenn es nicht bestritten werden kann — und wer möchte es bestreiten? — daß der Geist eine fortwährende Bethätigung seiner selbst ist, eine Offenbarung seines Wesens in allen staatlichen Einrichtungen und weiter hinauf in Kunst, Religion und Wissenschaft, so ist auch klar, daß die Freiheit, die eben dieses Wesen ist, nie und nirgendwo als abgeschlossen, als fix und fertig, als ewig so und nicht anders gestaltet, betrachtet werden kann. Vielmehr ist die Freiheit als ein fortwährendes Sich-frei-machen, als eine unaufhörliche Ueberwindung sich darstellender Hindernisse, als eine stete Ergründung des Wesens und Begründung der Erscheinung, und somit als ein nie ruhendes Schaffen des Geistes aufzufassen.

Die sich in Verwirklichung der Freiheit aufwerfenden Hemmnisse sind aber, auf die praktische Seite des Geistes, die Willensrichtung



hingesehen, wesentlich das Böse und das Unrecht. Sie haben keine andere Bestimmung, als überwunden, niedergeschlagen und entwaffnet zu werden, wodurch der Geist gerade seine Allgewalt, seine übergreifende schützende Macht bekundet, und die Freiheit den schönsten ihrer Triumphe feiert.

Nicht anders verhält es sich, ebenfalls im Gebiete der Freiheit, auf die Erkenntnißseite hingesehen, mit der Wahrheit; diese ist nicht etwas Festes, Handgreifliches, da oder dort Befindliches, dem das Unwahre und Falsche als ein fester Gegensatz gegenübersteht, sondern die gediegene Grundlage, das seiner Herrschaft gewisse Prinzip, der vorerst dunkle Grund und Boden, worauf Irrthümliches, vereinzelt Unwahres, selbst Lügenhaftes, als ein ungehöriges Gestrüpp, als gefährliche Giftpflanze sich hervorthut, mit keiner andern Bestimmung, als von dem göttlichen Geiste der Wahrheit, wie von einem emsigen, wohlkundigen Gärtner, ausgeroutet zu werden.

Wohl sproßt, wenn die Erde gereinigt, sofort wieder neues Unkraut hervor, und der Gärtner hat stets vollauf zu thun, allein der störende Auswuchs kann neben dem Baume der Wahrheit, dessen Wurzeln aus der Tiefe genährt werden, der schützend seine Äste und Zweige ausbreitet und labende Früchte spendet, nun und nimmer eine Geltung gewinnen.

Hiermit dürften wir die Stellung, wie der Unwahrheit und Lüge so des Unrechts und des Bösen, im Allgemeinen richtig bezeichnet haben, und es ist nun noch zu sehen, wie das Unrecht im Besondern entsteht, in welchen Abstufungen es hervortritt, und wie es als Nichtiges nothwendig zu Grunde gerichtet werden muß.

Vorerst giebt es keinen Menschen und hat nie einen gegeben, der von Haus aus bestimmt wäre, oder sich von einer innern Macht getrieben gefühlt hätte, nur das Unrecht zu wollen und zu vollbringen. In jedem Individuum, wie entartet, wie verkommen und von der Natur verkürzt oder von der Gesellschaft vernachlässigt es auch sein möge, lebt der bessere Mensch — der Urmensch — das Ebenbildliche des Schöpfers. In keiner Menschenbrust verklingt je die innere Stimme des Gewissens, erstirbt je ganz der Sinn für das Gute und Wahre, hört je ganz die Regung auf

für das, was im Reiche der Geister alle Genossen eint. Es ist zwar richtig, der Mensch ist von Natur, von Haus aus, nicht wie er sein soll; Selbstsucht, niedrige Leidenschaft und Oier mischen sich vielfach störend ein, trüben und hemmen das inwohnende Gute; allein das Gute ist gleichwohl vorhanden, und es gilt nur, es zu pflegen, zu fördern und ihm die Herrschaft über die Sinne und die bloß thierischen Lebens Elemente zu sichern. Dies ist für den Einzelnen die Aufgabe seines Lebens und für die Gesellschaft eine Pflicht von steter Dauer. Der Staat hat sich, und darin besteht die Verwirklichung der Freiheit, fortwährend von dem in ihm auftauchenden Bösen und Unwahren zu reinigen und alles zum Rechten und Wahren hinauszuführen.

Das Recht selbst, das Privatrecht mit seinem Grundsatz der Ausschließung, nach Maßgabe wie dieser Grundsatz in seiner Starrheit festgehalten wird, kann sich zum Unrecht zuspitzen, in dasselbe übergehen; und in der That entsteht das Unrecht nur daraus, daß der Einzelne sich abschließt, sich verfestet, sich mit dem allgemeinen, vernünftigen Willen und dessen Bestimmungen nicht in Zusammenhang erhält, sondern davon selbstständig losragt, irrtümlich glaubend, auf solche Weise eine wahre Selbstständigkeit erlangen und behaupten zu können; er verneint selbst in dieser Vereinzelung seines persönlichen Willens, in dem schroffen Gegenübertreten gegen die Grundbedingung des Zusammenbestehens aller, nicht schlechtthin das Recht; er reißt es vielmehr in der ganzen Härte seines Willens an sich, und macht es, nur sich im Auge habend, geltend; es soll für ihn, aber nicht gegen ihn bestehen.

Der Dieb verleugnet in dem rechtswidrigen Ergreifen fremder Habe nicht das Eigenthum, er zieht solches vielmehr, um es zu genießen, in seinen Bereich, und schließt sich gegen andere ab; allein er zerstört damit den Begriff des Eigenthums, denn er will es nicht als solches, d. h. auch gegen sich gelten lassen. Der Begriff kann aber niemals zerstört, niemals die ihm zukommende Macht aufgehoben werden, deswegen ist die Handlung nur eine versuchte Zerstörung, ein nichtiges, sich selbst strafendes Ankämpfen.

Wie thöricht! eine Grenzlinie mit festen Mark-



zeichen scheidet das Grundeigenthum zweier Nachbarn; welche Bedeutung und welchen Werth hätte es, wenn der eine zum andern sagen würde: eine Grenze lasse ich für mich gelten, du darfst sie nicht verletzen, nicht in mein Gebiet einbrechen, diese Grenze gilt aber nicht für dich; ich meinerseits darf sie nach Belieben überschreiten, und habe ich dir dein Land genommen, dann ist die Grenze eben anders gezogen, und diese hast du forthin zu achten und dich jedes Uebergriffes zu enthalten. Dieses Verhältniß wird ganz passend als Unrecht bezeichnet, es ist eine Verneinung des Rechtes, ein Widerspruch des Begriffes, der nie Bestand erhalten kann. Was wir aus dieser Wahrheit entnehmen, ist nicht so unwichtig, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es ergiebt sich nemlich daraus, daß das Recht eine unzerstörbare Macht ist, die sogar der Verbrecher, indem er sich ihr zu entziehen sucht, noch anerkennt und gelten läßt; sein Fehler, sein Irrthum besteht nur darin, daß er diese Macht, für alle begründet, seinem besondern Willen, seiner Selbstsucht dienstbar machen will. Nimmermehr kann dieselbe aber so in Knechtschaft verfallen, sie kehrt sich strafend gegen den, der sie sich unterwerfen will, und bringt ihn, den vermeintlichen Herrscher zurück zum Gehorsam.

Wir sind daher genöthigt, in jedem, der Unrecht thut, den bessern Menschen zu achten, wir dürfen ihn nicht als gänzlich abgefallen, als bleibenden Gegner der gesetzlichen Ordnung aus unserer Mitte verstoßen; was wir im Rechtsgange an ihm tadeln, strafend verwerfen, mit ernstem Nachdruck von uns abweisen, ist seine Verirrung, seine Vereinzelnung, seine Ueberhebung über die Macht des Gesetzes, dem er, nicht das ihm gehorchen sollte. Er hat die Gesellschaft verlassen und das Recht gegen andere negirt, ihm soll und kann nicht ein Gleiches widerfahren. Der Staat und das in ihm wirksame Recht verstoßen ihn nicht, sondern umfassen ihn, wenn auch züchtigend, doch nicht mit liebloser Härte, als ein der Buße und Besserung fähiges Glied der Gesellschaft.

So viel über das Unrecht bezüglich seiner Entstehung. Es fragt sich nun weiter, wie es sich in der Schwere im Allgemeinen abstuft.

Wenn das Unrecht äußerlich als eine Ueberschreitung der Rechtsgrenze erscheint, so kann das Maaß der Ueberschreitung größer oder geringer sein und sich darnach das Verhältniß bestimmen; allein es ist ein anderer innerer Unterschied zu machen; es kommt nemlich, da in dem Rechtsgebiet alles von dem Willen ausgeht, wesentlich darauf an, wie dieser bei vorkommenden Verletzungen beschaffen ist.

Es ist bekannt, und an sich sehr begreiflich, daß die Grenze, welche die Rechte der Einzelnen von einander abscheidet, obwohl überall vorhanden, doch nicht immer so scharf bezeichnet ist, daß sie jedem sogleich in die Augen fiel. Häufig ist es zweifelhaft, wie weit das Gebiet des einen und wie weit das des andern reiche, was in Folge von Verträgen zu thun oder zu lassen sei; oft auch sind die gesetzlichen Bestimmungen undeutlich, und lassen das Rechtsverhältniß nicht sogleich richtig erkennen. Sachliche und subjective Gründe können so mancherlei Störung herbeiführen. Es leuchtet nun sogleich ein, daß ein Unrecht, welches aus Irrthum, aus Unkenntniß der Thatumstände oder Rechtsbestimmungen zugefügt wird, bei weitem nicht so schwer ist, als wenn es darauf abgesehen war, dem andern irgend eine Kränkung zuzufügen.

Es haben daher die Gesetzgebungen aller Zeiten und Länder einen Hauptunterschied gemacht zwischen leichtem, sogenanntem Civilunrecht und schwerem Unrecht — Vergehen und Verbrechen. Dieser Gegensatz ist tief in der Natur der Sache begründet, denn wer das Recht an sich und gegen den andern nicht aufheben will, wer das Recht und das solches bekundende Gesetz im Allgemeinen anerkennt, und nur aus Irrthum fehlt, wer vor den Richter tritt mit Ansprüchen oder Einreden, die er für gerecht hält, worüber jedoch, eben weil auf der einen oder andern Seite ein Irrthum bestehen kann, nach dem Recht entschieden werden soll, der fügt sich in die allgemeine Rechtsordnung, er tritt nicht als Feind gegen sie auf, er hält sich ihr, nicht sie ihm unterworfen, und sein Unrecht hat nur den Erfolg, daß der Irrthum gehoben, das Recht festgestellt und vollzogen wird.

Dergleichen Streitigkeiten laufen darauf hinaus, daß der Irrende entweder mit seinem Anspruch



oder seiner Einrede abgewiesen, und in letzterem Fall zur Leistung des Geschuldeten, oder zur Anerkennung des Rechtes angehalten und als unterliegender Theil in die Kosten des Verfahrens verurtheilt wird.

Oft kennen auch die Betheiligten sehr wohl die Grenze, und wissen recht gut, wozu sie berechtigt oder verpflichtet sind, wollen aber, ohne Zwang, was zu leisten ist, einander nicht zukommen lassen. Hier tritt eine Widerspenstigkeit gegen die gerechte Forderung des andern hervor; allein ein Losagen von dem Gesetz, als der allgemeinen Regel, eine Ueberhebung über dessen Bestimmungen und eine absichtliche Verletzung der allgemeinen Rechtsordnung kann darin immer noch nicht gefunden werden.

Erst wenn das Unrecht offenbar hervortritt, wenn eine Verletzung nicht bloß das Recht eines Andern betrifft, sondern eine förmliche Entzweiung mit dem Allgemeingiltigen, einen Bruch der eingeführten Ordnung selbst enthält, ist die Handlung von der Schwere, daß außer dem Ersatz des angerichteten Schadens auch noch eine Genugthuung für die frevelnde Störung, eine weitere Sühnung eintreten muß. Wer widerrechtlich fremdes Gut sich aneignet, eine Sache entwendet, verletzt nicht nur das Privatrecht des Eigenthümers, sondern lehnt sich gegen das Recht selbst förmlich auf, welches den Privatbesitz gewährleistet. Wer aus Leidenschaft und Rache einen Menschen tödtet, verfehlt sich nicht bloß gegen den Getödteten, indem er die Grundbedingung und den Inbegriff aller Privatrechte desselben zerstört, sondern er zerrißt als Feind der Ordnung absichtlich das Band, das alle Glieder der Gesellschaft zusammenhalten soll. Klar also, daß dieses so schwere Unrecht in anderer Weise als das Civilunrecht, wobei höchstens nur dem Einzelnen und nur vorübergehend wehe geschieht, aufgehoben und eine andere Folge daran geknüpft werden muß.

Es ist zu unserm Zweck völlig überflüssig, hier eine Aufzählung aller Gestalten des Unrechts von der niedersten bis zur höchsten zu geben; es genügt zu wissen, daß solche Verschiedenheit und Abstufung im Leben wirklich besteht, und alles Unrecht sich in eine niedere und höhere Klasse überhaupt zerlegt. Nur so viel kann hier schon

angedeutet werden, daß die Geschwornen sich nicht mit der niedern ausschließlich den Juristen anheimgegebenen Klasse, sondern mit der höheren und darin namentlich mit den schwersten Unrechts-handlungen — mit den Verbrechen — zu befassen haben, woraus von selbst erhellt, wie unendlich wichtig, wie erhaben ihr Beruf ist.

München.

Vixis, D. L. G. Rath.

## Mexikanische Sklaverei.

Von einem amerikanischen Seemann. J. G.

Das Bacon = (Hirten =) System ist eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten Mexiko's. In der mexikanischen Constitution, die 1824 in's Leben trat, „wurde Sklaverei auf ewig in Mexiko verboten.“ Dennoch giebt es ungeachtet dieser Verordnung kein Land auf Erden, wo die Sklaverei des Geistes und Körpers verworfener ist, als in Mexiko. Wahr ist es zwar, daß Niemand Sklave genannt wird, — die Benennung lautet „häusliche Diener;“ aber die ihnen auferlegten Dienste und die Gewalt des Herrn über sie sind eben so groß wie jene, welche die Sklavenhalter in den südlichen vereinigten Staaten über ihre Sklaven besitzen.

Ein Mexikaner kann auf zweierlei Wegen zum Bacon werden: freiwillig durch Kontrakte, worin er seine Zustimmung giebt, für übereingekommenen Lohn der Bacon eines Herrn zu werden, — oder unfreiwillig, wenn der Mexikaner wegen Schulden verkauft wird, oder ihn seine Eltern wegen Schulden oder andern Considerationen verkaufen.

Die Mexikaner sind auffallend verliebt in bunte Kleider und Zierrathen für ihre Pferde. Um sie sich zu verschaffen, rennen sie sich in Schulden, selbst wenn es mit Aufopferung ihrer Freiheit endet. Die niederen Klassen haben eine besondere Sucht, silberne Knöpfe an ihren Hutbändern zu tragen. In Monclova hörte ich eine dort ansässige Frau, mit dem Finger auf einen Mexikaner weisend, ausrufen: „Was für ein Narr



dieser Kerl ist, — er verkauft sich als Bacon, um jenes Hutband zu kaufen!“

Wenn ein Mann eine Geldsumme oder andere Artikel zu erlangen wünscht, so wendet er sich deshalb an einen Begüterten. Ein Handel wird abgeschlossen, wodurch er sich seinem reichen Nachbar um eine gewisse Summe verschuldet. Er macht sich verbindlich, diese Summe um einen bestimmten Preis per Monat, der sich im nördlichen Mexiko auf 2 bis 6 Dollars monatlich beläuft, in häuslicher Dienstbarkeit abzutragen. Ist Einer einem Andern verschuldet und kann nicht bezahlen, so bleibt ihm oft keine andere Wahl übrig, als ein ähnliches Uebereinkommen abzuschließen.

Wenn ein Schuldner nicht zahlen kann oder will, so geht sein Gläubiger zum Alcalde und bringt seine Klage an. Der Alcalde weist ihn an, dem Schuldner bekannt zu machen, daß er vor ihm zu erscheinen habe. Diese Anzeige wird gegeben, und befolgt sie der Schuldner nicht, so holt man ihn und straft ihn wegen Verachtung des Gerichts. Somit erscheinen die Betheiligten summarisch vor dem Alcalde, der die Aussagen beider Theile anhört, manchmal unter Eid, oft auch mit Weglassung aller Ceremonie. Ergiebt sich aus den Angaben der Betheiligten ein Widerspruch, der den Alcalde zu zweifeln bewegt, so hört er Zeugen ab. Ist er darin mit sich einig, was für eine Entscheidung er zu treffen habe, so entscheidet er auf die mündlichen Aussagen der Betheiligten. Fällt die Entscheidung gegen den Schuldner aus, so wird ihm befohlen, den dem Gläubiger schuldigen Betrag sogleich auszuführen, und wenn er nicht im Stande ist, dies zu thun, so wird er augenblicklich in die Galabrose eingesteckt. Bleibt demungeachtet die Schuld unbezahlt und verlangt es der Gläubiger, so wird der Schuldner aus dem Gefängnisse geholt und für den Betrag der Schuld, die er um einen monatlichen Lohn von 2 bis 6 Dollars abzuverdienen hat, verkauft. Hiermit wird der Schuldner ein Bacon bis seine Schuld abgetragen ist.

Die Bacons haben das Recht, ihre Herren zu wechseln, wenn sie sich Jemand zu verschaffen wissen, der ihre fällige Schuld bezahlt. Ist dies geschehen, so erfolgt eine Uebertragung des Rechts

auf den Bacon, der seinem neuen Herrn so zu dienen hat, wie er es gegen den früheren verpflichtet war.

Ich bemerke, daß dieses System des Menschenverkaufs wegen Schulden angeblich im Widerspruche mit den Gesetzen Mexiko's steht, aber ich weiß auf das Bestimmteste, daß es im nördlichen Mexiko allgemein eingeführter Gebrauch ist, und daß ihm zufolge Tausende auf Lebenszeit in Knechtschaft leben. Auch giebt es keine Hoffnung auf Genugthuung durch Appellation, da der arme, unbefreudete Mann in einem mexikanischen Gerichtshofe nur sehr selten Gerechtigkeit finden kann; denn es ist notorisch, daß die Entscheidungen der mexikanischen Gerichte, und besonders jene der Alcalden, so ausfallen, wie es Caprice oder Bestechung dem Richter eingiebt.

Frauenzimmer werden auf dieselbe Weise Bacons, wie Männer, am gewöhnlichsten jedoch durch Kontrakt.

Sobald ein Mexikaner Bacon wird, schafft er seine Familie, wenn er eine solche hat, in ein Haus, oder vielmehr in eine Hütte, die ihm sein Herr anweist. Durch Gesetz oder durch Gebrauch (letzterer hat viel mehr Gültigkeit als ersteres) werden jeder Person zwei Almoden Korn (etwa ein halbes Bushel) wöchentlich erlaubt, deren Austheilung gewöhnlich am Sonntag Morgen stattfindet. Dies ist aller Unterhalt, den ein Herr seinem Bacon zu liefern hat; alle seine übrigen Nahrungsmittel und Kleider hat sich der Bacon selbst zu besorgen. Diese Entblößtheit von Lebensmitteln und Kleidern des Bacon führt zu einer weitern Kläglichkeit seiner Lage.

Liefert der Herr seinem Bacon Lebensmittel, Kleider oder andere Artikel, so wird darüber regelmäßig Rechnung gehalten, oder sollte gehalten werden, — und dies steigert die Schuld, welche der Bacon ursprünglich abzuverdienen hatte. Ehe er seine Freiheit wieder erlangen kann, muß er diese neuen Schulden ebensowohl wie die alten abtragen. Außer seinem Herrn borgt Niemand dem Bacon etwas, denn er besitzt keine Mittel zur Zurückzahlung. Die Mexikaner sind notorisch ein leichtsinniges, ausschweifendes Volk; sehen sie irgend etwas, das ihnen gefällt, wäre es auch ganz werthloser Tand, so streben sie nach seinem



Besitz, selbst um den Preis ihrer Freiheit. Auf diese Weise hält der Herr seine Bacon's in lebenslänglicher Unterwürfigkeit, indem er ihre wirklichen Bedürfnisse befriedigt, und ihrem verdorbenen Geschmacke nach bunten Glittersachen fröhnt.

Es geschieht sehr selten, daß ein Mann jemals seine Freiheit wieder erlangt, wenn er ein Mal Bacon geworden ist. Der außerordentlich niedrige Lohn — der geringe Preis, welcher für die Produkte des Bodens und für Viehstand aller Art bezahlt wird, — und seine wahren Bedürfnisse und blinde Vergeudung halten den Bacon in nie endender Knechtschaft.

Der Gebrauch des Landes verlangt, daß dem Bacon, der in den Ranchos und Haciendas wohnt, während der Woche einige Zeit erlaubt werde, um etwas in dem Garten, welcher ihm angewiesen ist, für sich selbst zu arbeiten. Dadurch und mit Hilfe ihrer Weiber und Kinder erlangen einige Bacon's Ueberfluß an Vegetabilien. Sie scheinen jedoch davon selbst nicht viel zu wünschen. Besitzen sie ein gutes Beet rothen Pfeffer, so scheint dies alle ihre Bedürfnisse wenigstens eben so vollkommen zu befriedigen, wie die Kartoffeln die Bedürfnisse der Irländer.. Ihr Hauptnahrungsmittel besteht aus Tortillos und Pfeffer. Der Bacon ist selten Fleisch. Einige von ihnen besitzen Geflügel, Ziegen, Schafe und Kühe als ihr Eigenthum und benutzen sie gelegentlich zu ihrem Unterhalt; aber sie lieben das Fleisch nicht wie die Amerikaner und essen nur wenig davon. Weizenbrot ist ein Artikel, von dem sie selten genießen.

Beträgt sich ein Bacon ungebührlich, so erhält er Schläge, oder es wird, wenn es der Herr vorzieht, vom Alcalde ein Befehl geholt, ihn einzustechen. Wenn ein Bacon seinen Herrn oder einen reichen Bürger anredet, so nimmt er seinen Hut ab, und spricht so achtungsvoll, wie es der Amerikaner vor den Gerichtsschranken zu thun pflegt.

Es giebt jedoch einen großen Unterschied zwischen der mexikanischen und amerikanischen Sklaverei. In den vereinigten Staaten vererbt sich die Sklaverei der Eltern auf die Kinder. In Mexiko ist es nicht so. Das Kind wird nicht Sklave, weil es seine Eltern waren, auch ist es nicht verpflichtet, ihre Schulden zu bezahlen, und

so viel ich erfahren konnte, ist es nichts Schändendes, der Sohn eines Bacon zu sein. Die Farbe gilt hier nicht als Merkzeichen der Zurücksetzung, und weiß sich ein Mann auszuzeichnen, so steht es ihm frei, ohne vom Stigma der Geburt oder Farbe gehemmt zu sein.

Die von den Bacon's geforderte Arbeit ist nicht ungewöhnlich schwer. In jeder Rancho und Hacienda giebt es nach Verhältniß der zu verrichtenden Arbeit eine große Zahl von ihnen. Der vierte Theil einer gleichen Anzahl Amerikaner würde dieselbe Arbeit verrichten.

Man erzählte, daß in der Umgegend von Hermanas wenigstens neun Zehntheile der Bewohner Bacon's sind. Ich denke, daß das so ungefähr das Verhältniß überall in dem Theile Mexiko's ist, den ich gesehen habe. Man kann sich denken, daß es da, wo die Zahl so groß ist, nicht für besonders entehrend erscheint, ein Bacon zu sein. Der wahren Bedürfnisse giebt es in diesem Klima so wenige und die ihnen auferlegte Arbeit ist so leicht, sowie ihre Liebe zur Unabhängigkeit so gering, daß die meisten von ihnen wenig darnach zu fragen scheinen, ob sie Freimänner oder Bacon's sind.

So weit ich es beobachten konnte, beschränkt sich dies Baconsystem auf die mexikanischen Indianer. Ich habe nie einen Spanier, oder einen, in dessen Adern viel spanisches Blut rinnt, als Bacon gesehen. Der Werth eines Bacon wird nicht sehr hoch angeschlagen. 200 Dollars wäre ein hoher Preis für ihn. Aus oben angegebenen Gründen sind 40 oder 50 Dollars hinreichend, einen Menschen sein ganzes Leben lang in Sklaverei zu halten.

---

## Epos : Roman : Drama.

Von

Gustav Siebert.

---

Der Charakter des Romans ist halb episch, halb dramatisch. In den Lehrbüchern der Poetik, die sich zumeist damit beschäftigen, in die dem Begriff der Poesie untergeordneten Gattungs-



begriffe, wie in Fächer oder in Register, die poetischen Kunstwerke einzuschleiben, anstatt nachzuweisen, wie die Idee der Poesie bewegt und bewegend hindurchwandelt durch das Leben der Zeiten und Völker, und wie jede Phase derselben ein Reflex ist von den Entwicklungszuständen des Menschengeschlechts und seines Lebens, — in diesen Fächern finden wir den Roman bald unter der Rubrik „Epos“, bald unter der Rubrik „Drama“ aufgezählt. Wenn es in Kunst und Poesie nur um das Außerliche zu thun ist, dem freilich mag es genügen, wenn man ihm den Roman darstellt als ein Epos in Prosa, in dem viel Dialog, mithin viel Dramatisches enthalten ist, oder als ein Drama, das nicht zur Aufführung bestimmt, und deshalb für die Lectüre episch ergänzt ist; uns aber liegt daran, das eigenthümliche Leben der poetischen Idee im Romane, und was davon nicht zu trennen ist, den historischen Boden desselben kennen zu lernen.

Wenn wir oben unbestimmt genug und in der Art der gewöhnlichen Abfertigung gesagt haben, der Charakter des Romans sei „halb“ episch, „halb“ dramatisch, so wird dies uns wenigstens auffordern, die Natur des Epos und des Drama in Betracht zu ziehen, ehe wir uns der Lösung unserer Aufgabe zuwenden, das Wesen des Romans zu erforschen.

Die epische Poesie ist nur ein Moment der dramatischen, die außer ihr noch das lyrische Moment enthält. Jedes Volk, jedes Geschlecht, dessen Aufgabe sich nicht etwa bloß darauf beschränkt, der Weltgeschichte einen flüchtigen Anstoß zu geben, sondern darin, der fortgehende, lebendige Ausdruck eines Entwicklungsabschnittes des Geistes der Menschheit zu sein, — jedes Volk, jedes Geschlecht dieser Art, wie die Griechen, wie der moderne europäische Völkercomplex hat seine epische, seine lyrische, seine dramatische Zeit. Die epische Zeit eines Volkes ist die, wo der Volksgeist sich aus den Einflüssen der Natur des Landes, der Nachbarvölker, der historischen Vermächtnisse und Ueberlieferungen herausgerungen hat und die Individuen, ohne daß sie es wissen und wollen zu seinem Dienste zwingt, so daß sie sich bewegen in einem bunten Frühlingsleben, in dem jener wie in einem Tempel wohnt. Allein das re-

flectirende Subjekt beginnt aus diesem instinktartigen Dienen sich emporzuarbeiten zu dem Bewußtsein der Individualität, der Einzelselbstständigkeit. Dieses Streben wird in der Lyrik gefeiert; in der Lyrik waltet das Vollgefühl des Subjekts, das sich seine eigene, freie Welt gründet. Die lyrische Zeit eines Volkes ist die Zeit der gegenseitigen Absonderung und Trennung; der Volksgeist, der in der epischen Zeit alle Einzelnen zu seinem Dienste zwang, giebt sich in der lyrischen Zeit den Einzelnen zum Gegenstand ihres Lernens und Bearbeitens, denn der wesentliche Inhalt eines jeden Geistes, ist der Geist seines Volkes. Ist nun aber diese Lernarbeit abgeschlossen, hat jeder Einzelne im Volke sich ein stolzes Selbstbewußtsein erkämpft, und sein Volk in sich erkannt, dann wird er nicht instinktmäßig, wie es in der epischen Zeit geschah, sondern bewußt sich dem Geiste seines Volkes weihen, der in dieser Zeit, in der dramatischen, seinen Ausdruck im Gesetze findet und sich verkörpert im freien Staat. — Das Epos malt das äußerliche Leben eines jungen Volkes, die Lyrik giebt Kunde von dem innerlichen Leben der gesonderten Einzelnen, das Drama feiert die That, d. h. die Gestaltung des Außenlebens dem Innenleben gemäß; es „enthält mithin die Epik und Lyrik als zwei Momente, zu einer höheren Einheit verschmolzen.“

Gemeinsam ist dem Epos und dem Drama die Darstellung des Außerlichen; nur ist dieses im Drama vom innerlichen Bewußtsein, vom lyrischen Elemente durchdrungen. Das Drama verhält sich zum Epos, wie das Mannesalter zur Kindheit; zwischen beiden liegt die lyrische Jugend. —

Der Roman gehört unserer Zeit an. Ist derselbe epischer oder dramatischer Natur? Keines von beiden. Weder bewältigt uns alle der Geist unserer Nation, daß wir unbewußt ihm dienen, wie die „alten Deutschen,“ noch ist er in Jedem von uns zum klaren Verständniß gekommen, und hat er sich verleblicht im freien Staate, in dem wir als freie Bürger lebten. Auf der einen Seite hat sich der Brauch und die Sitte vergangener Zeit bis auf uns vererbt; auf der andern arbeitet sich durch alle Geister das Bewußtsein einer



neuen Zeit. Auf der einen Seite veraltete Zustände ohne Geist, das Leben geregelt nach einer ganz äußerlichen Dressur und Convenienz, das morsche Haus der Vergangenheit, götterlos, von seinen Benaten verlassen; — auf der Andern der Geist der Zukunft, der in den Köpfen der Leute gährt, aber noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen ist, noch nicht die Welt umgeformt und ihr seine Gestalt verliehen hat. Was in der Blüthezeit des Dramas sich durchdringt und in einander ist, das innerliche Bewußtsein und der äußerliche Weltzustand — das ist in unseren Tagen neben einander; und diese eigenthümliche Lage des Völkerlebens findet ihren Ausdruck im Roman. Im Drama werden Epos und Lyrik Momente einer höheren Einheit, sie sind chemisch gemischt; im Roman sind sie nur mechanisch gemengt; hier finden wir ein äußerliches Leben, das die Individuen in seine Wogen zieht, allein diese rudern mit Hand und Fuß der Reflexion dagegen, ohne doch den Strom zu bewältigen; es sind Schwimmer, keine Schiffer.

Wir vermissen im Roman die eigentliche künstlerische Einheit seiner beiden Elemente; sie sind nicht im Zustande fester Krystallgestalt, sondern in dem der Auflösung und Zerfloßenheit, von dem einen bald mehr, bald minder darin, je nach der Natur, der Stimmung, dem Belieben des Dichters. Deshalb gelangt der Roman selten zur poetischen Form; er tritt meist in ungebundener Rede auf. Wesentlich ist dies jedoch nicht, und wenn Karl Beck seinen „Janke“ einen „Roman in Versen“ nannte, so hat er es im richtigen Zeitgefühl gethan.

Der Roman ist also Uebergangspoesie; er ist die Form des Epos, welche dem Drama vorgeht, ebenso wie dieses in der Lyrik durch das politische Lied vorbereitet wird. Fragen wir uns aber, warum der Roman als bloßer Vorläufer des Dramas, als Ausdruck einer Uebergangszeit so lange und anhaltend eine wichtige Stelle unter den Erscheinungen der modernen Culturentwicklung behauptet hat und noch behauptet, so müssen wir vorerst uns Rechenschaft ablegen, warum diese Uebergangszeit selbst so lange anhält. Das hellenische Zeitalter ist in seiner Totalität wesentlich episch; das innerliche Bewußtsein, das lyrische

Element kommt nicht sehr zur Geltung; daher sie das vollendetste Epos uns hinterlassen, daher die relative Anmuth ihrer Lyrik, daher die Naturwüchsigkeit ihrer politischen Freiheit, in der das vom Geist nicht überwundene, von der Natur gegebene nationale Element vorwaltet, daher die überwiegend epische Färbung ihres Dramas. Bei ihnen findet sich kaum etwas dem Roman Ähnliches, wenn wir nicht die milesischen Märchen so nennen wollen.

In der Entwicklung der modernen europäischen Völkerfamilie, zumal des deutschen Volkes, spielt dagegen das Bewußtsein, das Geistige, Lyrische die Hauptrolle. Das Christenthum, unsere Religion, wird als Errungenschaft vergangener Jahrhunderte auf diese Nationen vererbt, und ihre durch die nordische Natur geförderte Innerlichkeit nimmt es in sich auf und verarbeitet es in sich. Ehe diese Lernarbeit aber abgeschlossen ist, ehe die christliche Religion in den Geistern zur christlichen Weltanschauung gereift ist und Forderungen an die Wirklichkeit stellt, wie sie einst und hoffentlich bald im freien christlichen Staate erfüllt werden sollen, dazu bedurfte es einer langen Zeit, deren Totalcharakter ein lyrischer ist; daher die relativ schwache Epik der modernen Nationen, daher die reiche Fülle ihrer Liederpoesie, daher die lyrische Färbung Shakespeares, daher endlich unsere umfassende Romanliteratur. „Unsere Zeit ist wesentlich eine auffassende,“ sagt Hegel, das Lernen, die Geistesarbeit ist das Ueberwiegende in ihr und wie diese ohne Einheit, ohne Verwandtschaft damit zwischen und neben einem götterlosen Außenleben sich durch die Köpfe bewegt, — das ist niedergelegt im Roman.

Wir haben schließlich den Uebergang vom Epos zum Roman, vom Roman zum Drama mit wenig Worten zu erwähnen. Jener erste beginnt bei uns ohne Wissen und Willen der Dichter sehr früh. Die Kunstepen der Minnesänger, — ich erinnere an Percival, an Tristan — bekommen eine so starke Beimischung von Lyrik, daß man sie recht gut „Romane in Versen“ nennen könnte, und sie bereiten jene in Prosa abgefaßten Volksbücher vor, die in der Meistersängerzeit in großer Menge entstanden; ihr Gegenstand ist derselbe, wie in den Volksepen und Kunstepen des frühe-



ren Mittelalters, allein das Innerliche steht schon zu gesondert da von dem Stofflichen, Außerlichen, daß seine Flamme nicht mehr vermag, die schwere Masse des letzteren, zur poetischen Form umzugießen. Die Romantiker dieses und des vorigen Jahrhunderts haben deshalb sich einen sehr leichten, flüchtigen, an und für sich ätherischen Stoff erwählt, den ihre Innerlichkeit zu bewältigen vermochte, und sie haben, von Wieland's Oberon bis zur bezauberten Rose von Ernst Schulze, Epen in poetischer Form geschaffen; — allein es ist das keine wirkliche, feste Welt, deren verklärtes Bild sie uns zeigen, es ist ein phantastisches, wunderliches Reich, zerplagend wie eine Seifenblase bei der Berührung, nicht markig und kernig, wie ein griechisches Bildwerk. Wer das Leben malen will, wie es ist, wie es sich greifen läßt, in seiner Zwietracht underspaltung, der kann es nur im Roman, der freilich auch in sich zwei gesonderte Elemente ohne Einheit, ohne künstlerische Versöhnung enthält.

Ganz der Zeit angemessen ist das Uebergehen vom Roman in's Drama. Wie man sich in der Revolutionszeit hineinräumt in den Frieden der Zukunft, sollte nicht der Ausdruck jener, der Roman, oft täuschend den Ausdruck dieser annehmen? Die Zukunft, wo Geist und Welt versöhnt sind, sie ist die Zeit des Dramas; unsere Dramen sind eben nur Vorläufer der Kommenden, ihre Natur ist eigentlich die des Romans. Wir verweisen auf Schiller's Jungfrau von Orleans; es ist augenscheinlich keine Einheit des lyrischen und epischen Moments darin, die Episoden des Epos, die Gefühlsergüsse der lyrisch gestimmten Seele, beide störend und unzulässig im echten Drama, wo alles Bezug haben muß auf die That, und alles aufgehen muß in ihr, beides überwiegt in dem genannten Trauerspiel. Wie natürlich, daß man es also allgemein für leicht hält, aus einem Roman ein Drama zu machen; — was eben noch getrennt ist in der Zeit, das wird kein Meister einigen können im Kunstwerk, am wenigsten Frau Charlotte Birchpfeiffer; ihre Stücke sind dialogisirte Romane, nichts weiter, und es ist unvermeidlich, daß Originalromane in ihrer Fabrik zu bloßen Skizzen und Gerippen herabsinken, da das, was in vielen Bänden oft niedergelegt ist, in

einen Zeitraum von wenigen Stunden zusammengedrängt werden muß.

So tröste uns zuletzt der Gedanke, daß wir die ganze Bewegung, in der wir leben und die schon Jahrhunderte hindurch gedauert, so auch ihre eigenthümlichsten Kunstschöpfungen, der Roman und das politische Lied, jenen schildernd, dieses fordernd hinweisen auf eine Zukunft, die dem Politiker die Zeit des freien Staates, dem Aesthetiker die dramatische heißt. —

### Zürich im Rokoko-Nahmen.

(Fortsetzung.)

An den Prinzen Corsini in Rom.

Zürich, den 8. October 1770.

Es war Niemand mehr oder weniger als der philosophische Bauer, dessen ich mich unter dem Namen Rly Jogg Guger, wie er hier genannt wird, aus seiner Biographie nicht zu erinnern wußte. Gewisse Phystonomisten würden behaupten, daß ich es ihm hätte ansehen sollen. Allein die Herren machen einen Cirkel. Ich bin kein Phystonomist, darum kannte ich den philosophischen Bauer nicht, darum erkenne ich auch nicht, daß sie Phystonomisten sind. So viel aber behauptete ich nochmals, daß mich des Mannes Gesicht frapirte und seine Reden überzeugten, daß er ein philosophischer Bauer sei, wie es ohne Zweifel viele in deutschen und welschen Landen giebt; nur etwas weniger als bäurische Philosophie in beiden obbemeldeten schönen Provinzen des bewohnten Erdkreises — ich werde übrigens ein ander Mal mehr von diesem merkwürdigen Manne reden, besonders wenn ich ein Mal, wie es bald geschehen soll, ihn auf seinem obrigkeitlichen Lehren besucht habe, das er jetzt bewohnt und zu einem untrüglichen Schauplatz seiner Talente macht. Als das Gespräch zu Ende war und die Bauern vor den andern Zuhörern abzogen, gewährte ich, daß der ehrliche Mann, welcher seine und noch vieler seiner Mitbauern Dürftigkeit gegen eine sonst heil-



same Verbesserung einwandte, vor einem Schrank natürlicher Merkwürdigkeiten stand und vermuthlich einen Vorrath von Erzählungen sammelte, womit er auf den Abend Weib und Kinder bei ihrer kümmerlichen Kost vergnügen möchte.

Mein Schutzgeist lenkte bei diesem Anblick meine Rechte nach meinem Beutel, und ohne die Linke um ihren Rath zu fragen, that sie einen muthigen Griff, mit dem ich mich dem Bauer nahte und ihm das Geld in die Hand steckte, mit dem Beifügen: Nehm' er dieses hin, ehrlicher Mann, und bring' er's augenblicklich seiner Haushaltung, aber sein Vieh, guter Freund, behalte er mir den nächsten Sommer im Stalle. — Mit diesen Worten ging ich wieder unter das Gedränge und stand mit einem jungen verständigen Manne am Fenster, der mir die schöne Gegend am See erklärte, welcher gerade vor uns über lag. Nicht wahr, Corstni, das war ein gut gemeinter, aber unbesonnener Streich christlicher Wohlthätigkeit? Auch bemächtigte sich meiner, mittlerweile ich am Fenster stand, eine Furcht, der Mann möchte mich mit seinem Dank verfolgen, daß ich mich glaublich nicht mehr würde gefürchtet haben, wenn ich ihn bestohlen hätte.

Nachdem die Menge allmählig verlaufen war und ich suchte um mich sehen wollte, ob der Bauer wohl gewiß verschwunden wäre, ging derselbe just über die Brücke, welche zunächst an das Haus stößt, wo wir waren. Allem Anschein nach hat er nicht sehr geeilt wegzukommen, auch sah er zwei Mal an das Haus zurück, worauf ich mich zu der übrig gebliebenen kleinen Gesellschaft wandte. Herr Heidegger und Hirzel wiesen und erklärten mir selbst die hübsche Sammlung von hier befindlichen Instrumenten, und führten mich in eine sehr auserlesene Büchersammlung des Besten, was zu dem Endzwecke des Instituts erforderlich ist. Der Bürgermeister fragte mich viel über das Welschland, aber lauter Zeug, daß man nicht in Büchern findet, auch nichts, was ein vernünftiger Mensch nicht zu wissen braucht — von dem Zustande der Künste, von dem Charakter des Ministeriums einiger welschen Höfe, von dem sel. Winkelmann &c. Und ich bat mir hinwieder das Vergnügen aus,

ihn sowohl als die Herren Geyner und Hirzel bei ihnen zu besuchen, welches sie mir mit einer Freundschaft zusagten, die mich diesen Morgen vollends zu den angenehmst vollbrachten Stunden meines Lebens zählen machte.

Ich ging nach Hause und aß glaublich zu Mittag, wenigstens befand ich mich nach dem Essen an der gewöhnlichen Tafel zwischen zwei Menschen, die mich ohne Zweifel noch etwas mehr als die übrigen für einen Narren hielten, weil ich an dem Gespräch der sämtlichen Tischgäste nicht den geringsten Antheil genommen hatte; allein in den wenigen glücklichen Augenblicken des Lebens, wo man vollkommen zufrieden mit sich selbst ist, fragt man nicht, ob es Andere mit uns sind.

Ein paar Stunden nach dem Essen ging ich mit meinem Lohnbedienten auf die öffentliche Bibliothek. Ich besuche die Büchersäle selten, weil ich nicht weiß, wozu dieses nützt, wenn man sich derselben nicht bei einem langen Aufenthalt an einem Ort zu bestimmten Endzwecken bedienen will. Mich trieb eine hier befindliche Sammlung von Jesuiticus dahin, welche unlängst ein unbekannter Engländer zur Bezeugung seines Wohlgefallens über die hiesige schöne Büchersammlung ihr geschenkt hat. Da ich, wie Sie wissen, schon lange an einer Geschichte dieses Ordens arbeite, welche wenigstens an vollständiger Kürze und gänzlicher Unparteilichkeit sich ausnehmen soll, so fand ich hier eine bisher vergebens gesuchte kleine Schrift die Gesellschaft betreffend und machte mir davon einige Auszüge. Erst kürzlich hat die Bibliothek die Sammlung des Herculaneums und die Vorstellung des Caserta aus Neapel zum Geschenk erhalten. Ich weiß nicht, ob man hier die Neuheit von der königlich neapolitanischen Bettlerin weiß, daß der Verfolg des ersteren kostbaren Werkes von allen Besitzern gekauft werden und also ohne Zweifel einer dem andern das Geschenk des erstern Theils bezahlen muß. Uebrigens ist die hiesige Bibliothek sehr reich und wohl bestellt an den besten Werken, so viel ich mit flüchtigem Blicke sehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



## F e u i l l e t o n .

**Amsterdam.** Die Lehrer der Schule in Holland dürfen nichts von Religions- oder Kirchenlehre in die Schule bringen; denn die Schule dient dem Staate und seiner Politik und diese findet es für gut, die Schulen jedem Kinde zugänglich zu machen, so daß Juden- und Christen- Kinder, Katholiken und Protestanten alle nach einem Schnitt dieselbe Schule besuchen können. Die Adressanten einer (Adr. aan de algm. Synode der Nederl. Nerform de Kerk), beschwerten sich auch darüber auf's bitterste: — „die Schule ist allen Ansichten, christliche und unchristliche, gemeinsam; sie hat einen ganz ausschließlich bürgerlichen Charakter; die religiösen Lehrbegriffe sollen keinen Einfluß auf sie haben, keine Auslegung, kein Ausdruck wird zugelassen, der Katholiken oder Protestanten, Christen oder Juden Anstoß geben könnte u. s. w.“ — Eine ganz besondere Schwierigkeit ist es nun freilich, die mit kirchlichem Interesse ganz und gar verwebte und durchwachsene vaterländische Geschichte in den Schulen der Niederlande vorzutragen. Je nach dem kirchlichen Bekenntnisse des Lehrers muß natürlich auch dieser Unterrichtszweig seine eigen- thümliche Färbung erhalten. Das soll aber nicht sein; man soll dem Unterrichte nicht anmerken können, ob er von einem Juden oder Christen, ob er von einem Katholiken oder Protestanten gegeben wird. Es ist deshalb im vorigen Jahre ein „Geschichtsbuch vaterländischer Geschichte für den Gebrauch in Volksschulen, als Preisaufgabe an alle Holländer gestellt, durch die Maatschappy tot Nut van het Algemeen. Es sind auch verschiedene Bearbeitungen erschienen, die nicht allein die kirchlichen Angelegenheiten in der niederländischen Geschichte möglichst verdecken, sondern sogar anfeinden: den Preis jedoch hat noch Niemand errungen, man scheint mehr als das Unmögliche zu verlangen. Nach der confessionell überwiegenden Bevölkerung einer Ortschaft richtet es sich, welches Bekenntnisses der Lehrer sein muß, der übrigens (sonderbar und inconsequent) sein Bekenntniß nicht aussprechen darf. Hat eine Schule über 70 Kinder, so stellt der Staat einen Hilfslehrer an; hat sie 140 Kinder, so bekommt sie zwei ordentliche Lehrer u. s. w. Demnach trifft es sich wohl, daß bei confessionell sich gleichstehender Bevölkerung eines Ortes an einer und derselben Schule Lehrer von verschiedenem Bekenntnisse, katholische, reformirte, lutherische u. c., gemeinsam arbeiten. Ist Gleichstand da, so weiß die katholische Partei durch irgend welche Mittel

(durch Translocation von Familien aus einem Orte in den andern) Mehrzahl der katholischen Schulkinder zu bewirken, und die Zahl katholischer Schulen und Lehrer nimmt täglich zu; auch wird die Regierung fortwährend beschäftigt durch nöthig gewordene Versetzungen der Lehrer. Die Befoldung der Lehrer geschieht gleichfalls, wie die der Geistlichen, von Seiten des Staates. Ein Hilfslehrer bekommt 200 Gulden, die Ordinarien nach den Erfordernissen der Orter natürlich mehr, im Ganzen oft recht viel. Die Hilfslehrer avanciren zu Ordinarien und diese zu immer besseren Stellen, je nachdem sie in den comparativen Prüfungen, welche bei Vacanzen eröffnet werden, sich ausweisen. — Auch um die Ausbildung der Volksschullehrer bekümmert sich der Staat nicht. Es giebt in Holland weder Seminarien, wie in Deutschland, noch Normalschulen, wie in den Cantonstädten der Schweiz, aus welchen die Volksschullehrer hervorgehen; dem Staate ist es gleichgiltig, wo und unter welchen Bedingungen sie das Ihre gelernt haben, wenn sie nur zum Lehren befähigt sich zeigen. Dies Letztere zu untersuchen, hat er in den verschiedenen Haupt- und Provinzialstädten seine Central-Commissionen, welche die zu einer vacant gewordenen Schulstelle sich meldenden Aspiranten comparative examiniren. Wer am Besten in der Prüfung besteht, erhält die Stelle. Die vergleichenden Prüfungen für Schullehrerstellen schreiben sich aus einer sehr frühen Zeit her. Vielleicht waren sie schon vor der Reformation in Gebrauch; in alten Chroniken wird solcher Prüfungen Erwähnung gethan. Aus den von Gerard van Steyn, Schulmeister und Vorsänger von Boonenkirchspiel, mitgetheilten Prüfungsstücken geht dies hervor, und man muß über die ausgebreiteten Kenntnisse erstaunen, die man sogar auf den geringsten Dörfern in der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Schifffahrtskunde von den Lehrern verlangte.

**Berlin.** Im königlichen Theater ist durch einen Aushang des General-Intendanten ein Rescript des Haus-Ministeriums bekannt gemacht, nach welchem bei dem letzteren vielfach Denunciationen wegen republikanischer Bestrebungen königlicher Hausoffizianten eingegangen sind. Das Ministerium will diesen anonymen Denunciationen zwar im Allgemeinen kein Gewicht beilegen, jedoch für den Fall, daß demselben Beweismittel zugesügt sind, sofort die Amts-Suspension der betreffenden Offizianten veranlassen und ihre Ent-



lassung aus dem königlichen Dienst beantragen. Herr von Küstner fügt diesem allgemeinen Erlaß noch eine specielle Warnung an die Theatermitglieder mit einer gleichen Drohung (Suspension und demnächstige Entlassung) bei. Gut Wetter für Denuncianten und Verleumder! Soweit ich das königliche Theaterpersonal kenne, möchte die Warnung sehr überflüssig sein. Republikaner — Brutusse, Sokratesse und dergleichen Gesindel — giebt es unter demselben nicht, wohl aber viele, denen die königlichen Concessionen an die Zeitbedürfnisse noch viel zu freisinnig erscheinen und deren Stichworte Kartätsche, Schrapnell und dergleichen Humanitäten sind. C. S.

**Californien.** Der Entdecker der Goldlager in Californien, Herr Suther, ist ein Schweizer, der bis 1830 in französischen Militärdiensten stand, dann als Sergeant aus denselben entlassen wurde und nach seinem Vaterlande zurückkehrte, wo er aber keinen ihm zusagenden Wirkungskreis finden konnte, in Folge dessen er bald darauf nach Amerika ging. Hier führte ihn einige Zeit nachher das Schicksal nach Californien, wo er dem damaligen mexikanischen Statthalter einige als wichtig erkannte militärische Dienste leistete, wofür er als Belohnung eine Strecke Land von 10 spanischen Meilen im Umfange erhielt. Dieses Land, das in einer Wildniß gelegen war, von Indianerstämmen umgeben, hatte Suther möglichst nutzbar zu machen gesucht. Er hatte sich bei den Indianern in Achtung zu setzen gewußt und sich zu einer Art von Häuptling unter ihnen emporgeschwungen. Das Gold auf seinem Gebiete wurde erst entdeckt, als Suther einen Damm in der Nähe eines Flusses aufwerfen ließ. Das meiste Gold in Californien wird aus diesem und einem andern Flusse gewonnen, was, wie der Gewinn von allem Flußgold, eine sehr ungesunde Arbeit ist. Die Güte des Californischen Goldes ist die vorzüglichste. Es ist zum Theil 23karatig, sonach von dem Werthe des Dukatengoldes. — Suther, dessen Besitzthum von der amerikanischen Regierung anerkannt worden ist, hat die Aussicht, binnen einiger Zeit der reichste Privatmann der Welt zu werden. Zwei seiner Söhne sollen sich augenblicklich noch in der Schweiz, ein dritter bei ihm in Californien sich befinden.

**Düsseldorf.** Hasencleber arbeitet an einem Bilde: Die Ueberbringung einer Petition der arbeitenden Klasse an einen hochweisen Gemeinderath. Es ist die schöne Zeit des Sommers von 1848, jene schwüle Periode der Bedrängniß für alle Machthaber und Würdenträger; darum ist das Fenster des Sitzungssaales weit offen, in dem im Glanz altererbter Weisheit die wohlachtbaren Räte ohne Rath sitzen, ihnen ge-

genüber eine Abordnung von vier Männern aus dem Volk. Draußen vom Markt kommt aber auch eine Kühlung herein für die geängstigten Seelen — im Gegentheil ist dort eine vielversprechende Volksversammlung aufgestellt, hoffend und drohend, je nachdem. Ihre vier Deputirte, deren bester, ein vierschrötiger Arbeiter, die Petition überreicht, sind gut gewählt; es fehlt selbst nicht der überall unvermeidliche Wähler darunter. Born am Tische sitzt ein schreckverzagter Stadtrath von sehr wohlhabendem Aeußern, aber wie trocknet er sich den Schweiß, wie bläst er in der Hitze seiner Beklemmung! Daneben die verkörperte Erbweisheit, Fassung und Ruhe heuchelnd, dann ein Wohlwollender, der aber diese Art von Bitten durchaus nicht geeignet findet; weiter unten ein Mißvergnügter, auf dessen Lippen zu lesen: „So weit mußte es kommen mit dem Volk.“ Die Lokalität deutet auf eine alte deutsche Stadt.

**Erfurt.** Einfaches Recept zur Wahl eines Deputirten: Seht Euch um nach einem Manne, der bisher für das gemeine Beste mehr gethan, als versprochen hat: solch ein Mann ist ein guter Deputirter, wenn er die Wahl annimmt.

**Frankfurt a. M.** (Gzaar und Zimmermann.) Unsere politische Bildung nimmt gar wunderliche Wege. Welcher durfte es in der Paulskirche wagen, uns mit Metternich's Politik einigermaßen versöhnen zu wollen, und in der Sitzung vom 19. Januar bekennt sich Zimmermann von Stuttgart sogar zu der politischen Weisheit des Kaisers Nikolaus. Beide glauben, daß die constitutionelle Monarchie die Herrschaft der Corruption ist, woraus man schließen darf, daß die Partei des Herrn Zimmermann sich mit der russischen Regierung gleicher Sittenreinheit und Unbestechlichkeit rühmt.

\* \* \* Wühlerei in der Paulskirche.

Weil jetzt der Winter mählich naht,  
So hat ein hoher weiser Rath  
Beschlossen, daß St. Paulushaus  
Geheizet wird von unten aus.  
Die Arbeit ging sogleich auch los,  
Man brach die Steine klein und groß, —  
In's Fundament tief einzudringen,  
Sieht man die Art und Hammer schwingen.  
Als nun die Arbeit recht im Gang,  
So kommt ein Herr die Straß' entlang,  
Erklimmet einen großen Stein,  
Sieht staunend in die Oeffnung n'ein. —  
Von Neugier gar zu sehr geplaget,  
Er einen Arbeitsmann gleich fraget: —  
„Was macht Ihr hier an diesem Haus?“  
„M'r grave' 's deutsche Grundrecht aus.“



**Sabelschwert.** Der Wunsch, bei den Wahlen am 22. vorigen Monats berücksichtigt zu werden, hatte einen Bauergutsbesitzer im Sabelschwerter Kreise veranlaßt, bei einem seiner Nachbarn, einem sehr beliebten, ihm aber abholden Manne, die Rolle des leibhaftigen Teufels zu spielen. In der Nacht vor dem verhängnisvollen Wahltag findet er sich, mit Hörnern, langem Schwanz und anderen teuflischen Abzeichen versehen, in der Schlafstube seines Nachbarn ein, weckt ihn durch dumpfes Gebrüll und befiehlt ihm, seinen ganzen Einfluß in der Gemeinde darauf zu verwenden, daß jener Bauergutsbesitzer (nämlich er selbst) gewählt würde, andererseits ihm und der Gemeinde Pestilenz und andere Uebel bevorständen. Der erschrockene Nachbar, vielleicht ein wenig abergläubisch, verspricht den Befehlen des Teufels nachzukommen, worauf sich derselbe entfernt. Zu seinem Unglück werden ihn einige Kettenhunde gewahr, von denen sich der eine losreißt und auf den armen Teufel losspringt. Dieser flüchtet sich in seiner Angst auf die an den Kuhstall angelegte Brandleiter und bleibt auf dem Dache desselben sitzen. Durch das wüthende Gebell der Hunde aufgeweckt, erscheinen mehre und immer mehre Leute, welche dem auf dem Dache zusammengekauerten Teufel durch fleißiges Bewerfen mit Schneebällen dermaßen zusetzen, daß derselbe endlich um Bardon bitten und beschämt den Grund zu seiner Verkappung angeben muß.

**Krakau.** Nach einer Bekanntmachung der städtischen Behörde sind nicht nur sämtliche Zeitschriften mit Ausnahme der Gazetta Krakowska, verboten, sondern auch in Bezug auf diese Folgendes angeordnet. „Der Redakteur ist verpflichtet, jeden gewöhnlichen Zeitungsartikel 6 Stunden vor dem Abdruck und jede ausführlichere Abhandlung 48 Stunden vorher dem General-Kommando zur Genehmigung des Druckes einzureichen.“ — Die Drucker dürfen ohne Erlaubniß des Kommandos nichts drucken, und den Buchhändlern ist es auf's Strengste untersagt, aufreizende Bücher und Bilder öffentlich auszustellen.

**Kremier.** Der Abgeordnete Claudy sprach bei der Debatte über den Adel: Die Gleichheit Aller ist geschichtlich älter als die Standesprivilegien. Was die Gewalt geraubt, das will jetzt das Volk zurück erhalten. Trotz aller Maßregeln würde das Volk, wenn man es zum Aeußersten treibe, zum furchtbaren Kampfe sich auf's Neue erheben und es werde endlich siegen, denn es habe auf seiner Seite das Recht und Gott. Der Bürgerstand ist der Stand, in welchen der Adel zur Strafe für Verbrechen verstoßen wird; dies und vieles andere hat das Volk nicht vergessen, es will den Adel nicht. Man möge ihm daher nicht

neue Schmach aufladen und neue furchtbare Kämpfe hervorrufen. Man theile das Volk nicht: nur durch Einigkeit könne man kräftig, durch Kraft frei sein.

**London.** Der fruchtbare Sir Edward Bulwer Lytton, nicht zufrieden mit seinen auf novellistischem, dramatischem und historiographischem Feld erworbenen Lorbeeren, hat sich auch in größeren metrischen Werken mit Glück versucht: er hat sich jetzt offen als Verfasser des „New Timon“ und des „King Arthur“ bekannt — bisher anonyme Werke, die bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen in der literarischen Welt gemacht. Welcher Dichtungsart sie eigentlich angehören, wäre schwer zu sagen; denn es sind episch-lyrisch-didaktisch-satyrische mixta composita. Am besten lassen sie sich wohl dem modernen Begriff der politischen Poesie unterordnen. Wie im neuen Timon, so sind auch im König Arthur treffliche Porträte von zeitgenösslichen Staatsmännern, Kriegern und Rednern gezeichnet: Lord J. Russell, Palmerston, der verstorbene Lord Durham, Wellington, Marquis v. Anglesea, Lord Hardinge, Macaulay, Lord Stanley, Disraeli u. a. erscheinen unter den Namen der Ritter von der Tafelrunde.

**Padua.** Der Audienzsaal des hiesigen Rathhauses ist der ungeheuerste abgeschlossene Raum, den man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit, und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind die Italiener im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben für nöthig fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger, als dem Sternenhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst heraus, jener drängt uns, auf die gelindeste Weise, in uns selbst zurück.

**Paris.** Proudhon's „Peuple“ wurde in seinem Verlagscomtoir und auf der Post weggenommen, weil es den Präsidenten eine „Incapazität von Geburt, schmutzige Ambition, den größten Attentäter und Conspirateur mit allen Monarchisten, Jesuiten und Volksverräthern“ genannt und am Schlusse ausgerufen hatte: „Louis Bonaparte hat der Nationalversammlung die Frage gestellt: ob sie aus einander gehen wolle oder nicht? Vortrefflich! Am nächsten Montag wird die Nationalversammlung dem Präsidenten die Frage stellen: ob Er sein Amt niederlegen wolle oder nicht?“ Proudhon hatte diesen Artikel nicht geschrieben, sondern seinem Freunde Langlois nur die Idee eingegeben.



**Vesth.** Personalbeschreibung Rossuth's in dem gegen ihm erlassenen Steckbriefe: Alter: 45 Jahre; Geburtsort: Ungarn, Jasperin; Stand: verheirathet; Religion: akatholisch; Sprache: deutsch, ungarisch, lateinisch, slowakisch, französisch; Beschäftigung oder Charakter: Advokat und Journalist, zuletzt Präsident des ungarischen Landes-Verteidigungs-Ausschusses; Körperbau: mittelgroß, schwächlig; Gesicht: rund, ziemlich voll; Gesichtsfarbe: brünett; Stirn: hohe, offene; Haare: schwarz; Augen: blau, vorragend; Augenbraunen: groß und schwarz; Nase: plattgedrückt; Mund: klein, hübsch geformt; Zähne: vollständig; Kinn: mehr rund; schwarzen Backen- und Schnurbart. Besondere Kennzeichen: natürliche Gesichtsfalten, die am Scheitel bis zur Kahlhaut schütter sind. Bekleidung: kann nicht genau angegeben werden, liebt jedoch vorzugsweise Kappen zu tragen. Betragen geschmeidig und einschmeichelnd.

\* \* Seit dem albernen Steckbriefe der französischen Regierung hinter Don Carlos und Cabrera ist nichts Unsinzigeres dieser Art geliefert worden, als folgende Dummheit und Frechheit paarende: Personalbeschreibung der Theresia, verheiratheten Rossuth, gebornen Mesliny. Alter: über 30 Jahre; Geburtsort: unbekannt; Stand: verheirathet; Religion: katholisch; Sprache: deutsch, ungarisch, slavisch; Beschäftigung oder Charakter: keine; Körperbau: groß, hager; Gesicht: länglich; Gesichtsfarbe: braun; Stirn: lang schmal; Haare: schwarz; Augen: schwarz; Augenbraunen: schmal und schwarz; Nase: etwas gespitzt; Mund: regelmäßig; Zähne: gesund; Kinn: länglich. Besondere Kennzeichen: Hochmüthig, einen stolzen, Verachtung ausdrückenden Blick, hat ihre Kinder bei sich: Franz oder Ferenz im 9. Jahre, Nina im 6. Jahre, Lajos im 5. Jahre. Bekleidung: kann nicht angegeben werden, doch jedenfalls elegant.

**Benedig.** Die kleine Besatzung des Pulvermagazins, die von den Venetianern selbst mit Frank und Speise versorgt wurde, da sie drohte, sich sonst sammt dem Gebäude in die Luft zu sprengen, ist endlich durch österreichischen Armeebefehl aus Benedig citirt worden. Die Venetianer gaben ihnen freien Durchzug. Als sie das Magazin untersuchten, fanden sie kein Korn Pulver darin!

**Wien.** Herr v. Ufedom, ehemaliger preussischer Gesandter in Rom, schreibt: Das Zeugniß kann ich aus eigener Kenntniß dem Fürsten

Metternich geben, daß er den großen Schiffbruch des vorigen Frühlings mit völliger Bestimmtheit vorhergesehen hat. Ich war im Herbst 1847 wegen eines Incidenzpunktes der italienischen Angelegenheiten in Wien. Viel hat er damals von dem politischen Untergange gesprochen, der Europa vielleicht schon in nächster Zukunft bedrohe, dem immer tiefern Umsichgreifen radikaler und kommunistischer Ideen, gegen welche alle Repressionsmittel sich zu schwach erwiesen. Ich konnte in dem Maße damals nicht daran glauben, dachte nur, die Zeit müsse auch hieraus ihre Lehre empfangen und von so vergeblichen Versuchen flug werden. Ueber die Zukunft wollte der Fürst nichts feststellen; „ich bin kein Prophet, sagte er, und weiß nicht, was wird, aber ich bin ein alter Arzt und kann vorübergehende von tödlichen Krankheiten unterscheiden; an diesen stehen wir jetzt. Wir halten hier fest, so lange wir können, aber ich verzweifle an dem Ausgange.“ Der Fürst sprach dies, auf und nieder gehend in den Räumen seiner Villa am Rennwege am Abend des 9. October, ehe er in die Stadt zog. Er hat sie nicht wieder gesehen. Aber auch schon damals, wo ihn die Sorgen der italienischen und schweizerischen Angelegenheit unausgesetzt beschäftigten, und er vom Morgen bis tief in die Nacht oft 15 Stunden ununterbrochen schrieb und sprach, fielen mir so oft die Worte in die Augen, die man über dem Eingange jenes schönen und räumigen Landhauses las: parva domus, magna quies. Eine falschere Inschrift hat es nicht gegeben.

\* \* Große Heiterkeit erregen hier immer die von Welden überarbeiteten Kriegsbulletins aus Ungarn, nicht sowohl wegen des eigentlichen Inhalts, als wegen der jedes Mal hintangehängten Schlußbetrachtungen. Wenn z. B. ein Mal eine Kompanie Italiener oder Polen auf Kommando oder aus eigenem Antriebe den Kaiser hochleben läßt, so wird daraus die Schlußfolgerung gezogen: „daß allen Zweiflern zum Troste ein starkes Oesterreich bestehen wird nun und immerdar!“ Besonders ergötzlich war das Bulletin, worin es nach Aufzählung aller bisher in Ungarn erkämpften Siege unserer Armee unter Anderem heißt: „Daß im Angesichte dieser amtlichen Thatsachen dennoch böswillige Buben schlechte Gerüchte austreuen, ist begreiflich, daß aber gut sein Wollende solchen Gerüchten Glauben schenken — ist unbegreiflich!“

J. Pasker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.